

Japan und das Christentum

Ein Diskussionsbeitrag

«Viele Male kommen mir Gedanken, hinüberzugehen auf die Hohen Schulen eurer Länder und dort zu rufen wie ein Mann, der seinen Verstand verloren hat, und besonders auf der Universität von Paris und auf der Sorbonne, und denen, die mehr Wissenschaft haben als guten Willen, sich zu disponieren, um damit Frucht zu wirken, wie viele Seelen nicht in den Himmel kommen und zur Hölle gehen durch ihre Nachlässigkeit¹.» Diese Worte des hl. Franz Xaver in einem Brief an seinen Ordensgeneral Ignatius vom 15. Januar 1544 sind weltbekannt. Vor etwa 20 Jahren, als ich noch Seminarist war, glaubte ich, in diesem Aufschrei komme der Wesenszug einer Epoche zum Ausdruck, die keinen missionarischen Geist kannte, einer Epoche, die nun der Vergangenheit angehört. Heute jedoch ist mir klar, daß der Aufruf Franz Xavers in vier Jahrhunderten nichts von seiner Dringlichkeit verloren hat. Und wenn ich 1965 darüber schreibe, so habe ich im Grunde das gleiche zu sagen wie er.

Anpassung ist das Leitmotiv und die Charta der Mission. Aber ist dies wirklich so sicher? Lassen wir zunächst das Unerfreuliche beiseite, das mit dem Wort Anpassung verbunden ist, den unangenehmen Beigeschmack der Herablassung, den es gegenüber jenen hat, die anders sind als wir. Drücken wir uns klar und offen aus. Ich verstehe unter Anpassung die Tatsache, daß das Christentum die Kulturen, denen es begegnet, zur Entfaltung bringt. Nun findet sich aber meines Wissens dieser Begriff in der Tradition erst in neuerer Zeit. Als Zeugnis vor dem 20. Jahrhundert kenne ich nur den Brief des hl. Gregor des Großen an den hl. Augustin von England. Man braucht jedoch nur den Text anzuschauen, um festzustellen, daß der Papst, der in einem vorhergehenden Brief die Zer-

störung der Tempel und ihrer Götzen gefordert hatte, seine Entscheidung widerruft und erklärt, wenn die Gebäude so fest gebaut seien, sei es besser, diese Tempel zu erhalten und sie in Kirchen umzuwandeln. Dies kann man freilich kaum als Anpassung bezeichnen.

Wenn auch das Wort Anpassung in den Texten nicht vorkommt, so hat doch vielleicht die Kirche diese Anpassung praktisch verwirklicht? Es dürfte, offen gestanden, schwierig sein, auch nur ein einziges historisches Beispiel der Anpassung anzuführen. Sicher, man kann vereinzelte Tatsachen aufzählen: die Mitra der Bischöfe, das Römische Recht oder die negro spirituals – um nur einige zu nennen, die mir gerade einfallen – doch ehrlich gesagt kenne ich kein Beispiel einer nichtchristlichen Kultur, die durch das Christentum zur Entfaltung gebracht wurde. Man kann natürlich auf die griechische Kultur hinweisen, doch möchte ich hier das Problem der Beziehungen zwischen Christentum und Hellenismus nicht anschnitten. Es genüge daher die Bemerkung, daß das Christentum unabhängig von seinen Anfängen in der hellenistischen Welt historisch schwierig zu fassen ist und man andererseits kaum einsieht, daß das Christentum den Hellenismus zur Blüte gebracht habe. Wo ist der christliche Parthenon, wo der christliche Platon? Was in der Geschichte des Christentums viel eher überrascht, ist nicht seine Wachstumskraft, sondern seine schöpferische Kraft. Das Christentum bessert nicht Ruinen aus, es baut neu auf. Die byzantinische Kuppel hat nichts mit Phidias zu tun. Hat man nicht den romanischen und gotischen Stil geradezu den «neuen Okzident» genannt?

Kann man überhaupt ernsthaft daran denken, das Christentum sei dazu berufen, «heidnische» Kulturen zur Blüte zu bringen? Was ist eine «heidnische»

Kultur anderes als eine prunkliebende und raffinierte Elite um einen vergöttlichten Herrscher, welche die große Masse der Sklaven beherrscht? Je nach Ort und Epoche gibt es davon ungezählte Varianten, das Schema aber bleibt immer das gleiche. In einer Monarchie, deren Grundform sakralen Charakter trägt, die Herrschaft Christi ausrufen, heißt die Grundlagen des Reiches erschüttern. In einer auf Sklaverei oder wenigstens auf Klassenunterschieden gegründeten Gesellschaft die Bruderschaft aller Menschen verkünden, heißt ganz schlicht und einfach: zur Revolution aufrufen. Und ist der Götze nur eine Statue, so wird mit ihrem Sturz auch die Inspiration, die sie geschaffen hat, gestürzt. Nein, nicht zufällig waren die «guten» Kaiser jene, die das Christentum verfolgten, und nicht zufällig wurde dieses angeklagt, das römische Weltreich zu zerstören. Das Christentum ist eine furchtbare, zerstörende Macht. Die christliche Ordnung gründet sich auf die Liquidation einer alten, nichtchristlichen Ordnung.

Das Japan, das aus der Revolution des Meiji (1868) emporstieg, ist ein völlig neues Japan. Sicher, bei dieser mühsamen Neuordnung, welche die Öffnung zur westlichen Welt hin darstellte, hat Japan diese totale Umwandlung nicht mit Absicht gesucht. Um seine Wesensart zu bewahren, deshalb suchte es lediglich die Beherrschung der westlichen Technik. Vom Westen beehrte es allein die materielle Macht zur Wahrung seiner eigenen Unabhängigkeit. Doch das Rennen war hart, und der Sieger, der heute den Preis davonträgt, wird sich auf einmal bewußt, daß er westliche Züge trägt. Die hundert Jahre, welche uns von Meiji trennen, haben in der Geschichte Japans eine unendlich größere Umwandlung mit sich gebracht als die tausendjährige, sehr reiche Geschichte, die ihnen vorangegangen ist: eine totale Revolution, aber eine Revolution, die unlösbar mit der Eroberung der westlichen Wissenschaft und der Invasion des Christentums verbunden ist. Nicht als ob die Vorkämpfer der Revolution das Christentum annehmen wollten, sie waren ihm viel eher feindlich gesinnt. Aber indem sie die westliche Kultur annahmen, nahmen sie gegen ihren Willen eine christliche Mentalität an. Es war ein wenig so, wie das von Rom besiegte Griechenland diesem seinen Geist mitteilte. Führen wir einige Beispiele dieser Christianisierung des modernen Japan an: Die gegenwärtige Verfassung wurde den Japanern von den Amerikanern «aufgelegt». Sie ist von christlichem Geist geprägt. Nun fühlen sich aber die Japaner dabei sehr wohl. Wenn

einige sie dennoch ändern wollen, so nicht in diesem Punkt. Die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz (einschließlich der wirklichen Abschaffung der Adelstitel) ist etwas Selbstverständliches. Und dennoch ist sie die Antithese zum Regime des Tokugawa, das auf der strengen Wahrung der mit der Geburt erworbenen gesellschaftlichen Rangstufe gegründet war. Die gegenwärtige Ehemoral unterscheidet sich in nichts von der westlichen. Und dennoch war es noch vor 60 Jahren Brauch, daß die legitime Ehegattin am 1. Januar die Konkubinen ihres Gemahls empfing und man kleine Geschenke austauschte... Gewerkschaften und Sozialversicherung bemühen sich, den westlichen Stand zu erreichen. Mit einem Wort: Die Würde des Menschen ist die Grundlage der Gesellschaft. Wird mit diesem Wert aber nicht ein christlicher Wert anerkannt? Vor einigen Wochen wurde unter der Schirmherrschaft des Ministers für Erziehung der Entwurf einer Charta der Bildung veröffentlicht. In diesem in verschiedener Hinsicht sehr interessanten Dokument ist ein Punkt überraschend. Um das Wesen des neuen Menschen, den sie formen will, zu definieren, meiden die Verfasser alle an den traditionellen Konfuzianismus anklingenden Ausdrücke und sprechen von Persönlichkeit, Freiheit und Liebe, Ausdrücke, an denen kein Leser Anstoß nimmt, die aber nur in Verbindung mit ihrem Nährboden, dem Christentum, einen Sinn haben. Ein anderes Beispiel: Die Wochenzeitung mit höchsten intellektuellen Ansprüchen, der man keine Sympathien für das Christentum nachsagen kann, bringt sehr oft Ereignisse aus dem christlichen Leben. Und dies steht in keinem Verhältnis zur verschwindend kleinen Zahl der japanischen Christen. Zudem wird dieses Interesse am Christentum nicht durch die Existenz einer japanischen Kirche hervorgerufen, es ist vielmehr mit einem Interesse an allem Westlichen verknüpft. Das Christentum tritt in Japan im Gewand der westlichen Kultur auf.

So ergibt sich zwangsläufig der Schluß: Der Japaner ist kein «Heide», er ist ein moderner Mensch. Völlig anders als sein Urgroßvater hat er sich von dessen Göttern, Ethik und Tradition getrennt. Mit weitgehend christlichem Gedankengut baut er einen Humanismus auf, der dem westlichen zum Verwechseln gleicht. Dennoch bleibt ein Unterschied bestehen: Wenn der westliche Mensch oft *nicht mehr* existentiell Christ ist, so ist es der Japaner *noch nicht*.

Unter 200 oder 300 Japanern befindet sich ein Christ, unter 500 ein Katholik: ein Wachstumsryth-

mus, der kaum den der Bevölkerung übersteigt. Von drei Christen praktiziert einer. So sieht, offen gesagt, die Situation aus. Warum gibt es so wenig Konversionen? Ich möchte es mit einem Satz sagen: Es gibt wenig Christen, weil das Christentum nicht sichtbar in Erscheinung tritt. Doch damit ist die Frage nicht beantwortet. Wir müssen weiter zurückgreifen.

Wie westlich und christlich auch die gegenwärtige Mentalität sein mag, so ist die Umwandlung sicher nicht vollständig; der Unterschied zwischen dem westlichen Menschen, der den Glauben nicht mehr, und dem Japaner, der ihn noch nicht besitzt, scheint mir identisch zu sein mit dem Unterschied zwischen dem, der das Absolute leugnet und dem, der es nicht kennt. Unkenntnis des Absoluten, dies ist eins der Grundmerkmale der japanischen Mentalität. Das Schöne z. B. existiert nicht. Niemand bestreitet die hervorragende Fähigkeit der Japaner auf dem Gebiet der Kunst, einschließlich der Filmkunst. Dennoch gibt es in Japan keine Ästhetik. Man sagt Ihnen ganz ruhig, das Schöne sei ein subjektiver Begriff und es lohne sich nicht, darüber zu streiten. Die Vorstellung von etwas Schönem an sich erscheint ihnen sehr seltsam. Schwerwiegender ist jedoch, daß ein Sinn für absolute Wahrheit fehlt. Jede Wahrheit erscheint relativ zu Raum und Zeit, vor allem relativ zu den Personen, d. h. sie ist subjektiv. Das Urteil ist in erster Linie ein Akt von sozialer und gegebenenfalls ästhetischer Bedeutung, und erst viel später Ausdruck der Wahrheit. Der Glaube ist, wenn man will, eine Wahrheit, aber eine subjektive Wahrheit, d. h. eine persönliche Entscheidung; und es wäre unvernünftig, sie anderen aufdrängen zu wollen. Hat nicht jeder das Recht, Picasso Rouault und Bartok Wagner vorzuziehen? Sollte es aber zufällig eine einzige Wahrheit geben, so würden viele verschiedene Wege zu ihr führen. Welche Rolle spielt schon der Weg, auf dem man zum Fujiyama aufsteigt! Alle führen zum Gipfel.

Auch die sittliche Verpflichtung ist relativ. Kein absoluter Imperativ des Gewissens steht hinter ihr. Sie ist ein Kompromiß zwischen dem Verlangen des Herzens und der Ordnung des Gesetzes. Der transzendente Wert des Ich bleibt im übrigen zweifelhaft, und Selbstmord, diese Abkürzung, die ins Nichts führt, ist für einen erschöpften Sisyphus keine unbedingt schlechte Lösung. Einen Gott gibt es natürlich nicht, ebensowenig ein zukünftiges Leben; oder man wird eher sagen: «Eben weil es kein zukünftiges Leben gibt, muß man das jetzige

bis zur Neige auskosten.» Sagen wir nicht vorschnell, dies sei Haarspalterei, denn für sehr viele Leute ist dieser arme Glaube an diese vergängliche Welt der einzige Lebensgrund.

Ich stellte Studenten die Frage: «Was halten Sie von der Behauptung, alle Menschen sind Brüder?» Die fast einmütige Antwort lautete: «Stellen wir den Satz richtig: Alle Menschen sollten Brüder werden.» Diese Berichtigung ist bezeichnend. Man geht von einer metaphysischen Aussage zu einem sittlichen Gebot über, das man freilich als berechtigt empfindet.

Während also ein einfacher Blick auf den Alltag keine typisch japanischen Züge entdeckt, zeigt sich doch, wenn man tiefer schaut, daß der Japaner nicht nach westlichen Maßstäben urteilt. In Japan schließt das Relative das Absolute nicht ein, das Unvollkommene nicht das Vollkommene, eine Wahrheit nicht die Wahrheit. Der Mensch ist endgültig eingesperrt im Kreislauf der wechselnden Ereignisse. Doch diese Ablehnung einer Metaphysik führt in logischer Umkehrung zu einer höheren Bewertung der Dinge dieser vergänglichen Welt. Diese Liebe zu einer unbeständigen Welt, ja zu ihrer Unsicherheit selbst, hat in Japan die Verfeinerung des gesellschaftlichen Lebens mit sich gebracht, die es so anziehend und bezaubernd macht. Alles kommt auf die Nuance an: Das Schimmern einer Seide, der Ausdruck einer Ehrenbezeichnung: dies sind die Zeichen einer subtilen Wertordnung. Es kommt nicht darauf an, alles genau zu erklären, sondern etwas zum Klingen zu bringen, z. B. in einem Gedicht von siebzehn Silben die Stimmung eines Augenblicks einzufangen.

Doch gehört das Gesagte vielleicht bereits der Vergangenheit an. Denn dieser flüchtigen Wahrheit setzt die Wissenschaft ihre festen Gewißheiten entgegen, Gewißheiten, die so gesichert sind, daß die wissenschaftliche Wahrheit zur einzig objektiven Wahrheit wird. Sicher hat die Wissenschaft auch eine gute Dosis positivistischer Wissenschaftsgläubigkeit mit sich nach Japan gebracht, doch sie hat vor allem den Begriff der absoluten Wahrheit eingeführt. Und dieser nicht zu ermessende Vorteil wird eben mit einigen Auswüchsen dieser Wissenschaftsgläubigkeit bezahlt.

Im Folgenden möchte ich einige größere *Hindernisse* zur Sprache bringen, auf die ein Japaner auf seinem Weg zum Christentum stößt. Zunächst ist zu sagen, daß das Christentum als *Religion* angesehen wird. Unter dieser scheinbaren Tautologie verbirgt sich ein furchtbares Mißverständnis.

Hat die vergleichende Religionswissenschaft überhaupt einen Sinn? Ich bezweifle es ein wenig. Muß man nicht sagen, der Begriff der Religion ist völlig äquivok? Denn je tiefer man in das Wesen jeder Religion eindringt, desto mehr tritt ihre grundlegende Einmaligkeit hervor. Wenn auch der Begriff der Religion dem Umfang nach auf mehrere Religionen angewandt werden kann, so scheint sich doch von seinem Inhalt her das gemeinsame Wesen in Widersprüche aufzulösen.

Was immer man auch von der vergleichenden Religionswissenschaft halten mag, es ist hervorzuheben, daß das Wort Religion, ins Japanische übersetzt, eine völlig andere Vorstellung hervorruft als die, die wir mit diesem Wort verbinden. Für einen modernen Japaner drückt dieses Wort keinen Begriff aus, sondern ruft, ehrlich gesagt, in ihm eine Reihe von unangenehmen Bildern hervor. Zunächst, eine Religion impliziert nicht die Existenz Gottes noch irgendeines Gottes, sie ist vor allem eine seelische Verfassung. Ob diese seelische Verfassung tatsächlich der Wirklichkeit der Dinge entspricht, ist eine zweitrangige, ja überflüssige Frage. Extrem ausgedrückt: «Ob Gott existiert oder nicht, ist unwichtig. Wenn der Gläubige mit seinem Glauben zufrieden ist, ist alles in Ordnung.» Sicher, wenige werden dies so klar behaupten, aber daß einige es tun, zeigt hinreichend klar die Geisteshaltung.

Da diese seelische Verfassung das Wesen der Religion ausmacht, ist die letztere eindeutig etwas, das von der wirklichen Welt wegführt, das vielleicht schwachen Seelen nützen mag, das aber, alles in allem genommen, ein Heilmittel ist, auf das man lieber verzichten möchte. Auf jeden Fall ist es eine Entscheidung, die vom persönlichen Geschmack abhängt, und damit ist die Idee des Apostolats ausgeschlossen. Andererseits wendet sich dieser Glaube als Zuflucht von dem ab, was dem heutigen Menschen das teuerste ist: in Gemeinschaft eine glückliche Zukunft aufzubauen.

Solche Reaktionen ruft im allgemeinen das Wort Religion hervor. Doch sind sie typisch japanisch? «Religion ist ein Volksbrauch» sagt man – glaube ich – in Frankreich. Behaupten nicht die, die Gott gegenüber ehrlich sein wollen, Ähnliches? Das Problem stellt sich so: Ist die Religion ein Zustand der Seele und das Religiöse ein Sonderbereich? Wenn ja, so kann die Welt von heute diese Religion nur hassen. Wenn nein, so müssen wir diese Kategorie des Religiösen nochmals überprüfen, wenn wir sie wenigstens auf das Christentum anwenden wollen. Darüber hat J. P. Audet sehr interessante

Seiten geschrieben und die Übertreibungen in dem bekannten Buch von R. Otto auf das richtige Maß zurückgeführt. Dem «Sakralen» wird das «Profane» gegenübergestellt, aber das «Heilige» umfaßt beides, das «Sakrale» und das «Profane»; das aber heißt, die Religion heiligt jede menschliche Tätigkeit. Sie steht über allen Kategorien. Sie ist am wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Fortschritt ebenso interessiert wie am literarischen und künstlerischen Leben. Außerdem führt das Christentum das Element des Irrational-Sakralen in ganz bestimmte Grenzen zurück: zu den Sakramenten. Das Sakrale zu einer breiten sakralen Zone ausdehnen zu wollen, wäre eine Verdrehung des Christentums. Man darf die Vorhöfe des Tempels, dessen Vorhang zerrissen wurde, nicht allen zugänglich machen.

Soll man also in Japan das Wort Religion ablehnen, da es eine herabsetzende Eigenschaft ausdrückt? Nicht notwendig, denn die Mentalität entwickelt sich sehr schnell weiter. Für viele moderne Japaner bedeutet «Religion» zunächst Christentum (was den Verlust an Lebenskraft des Buddhismus aufzeigt). Wollte man also in diesem Fall sagen, das Christentum sei keine Religion, würde man damit nur Verwirrung hervorrufen. Wir stehen mitten in der Entwicklung.

Ein weiteres *Hindernis*, das sich vor dem Japaner guten Willens aufrichtet, ist die Tatsache, daß das *Christentum nicht sichtbar in Erscheinung* tritt. Bringen wir die Dinge in ihren Zusammenhang: In seinem Versuch, die westliche Lebensweise anzunehmen, hat Japan auf naturwissenschaftlichem Gebiet, wie jeder weiß, großen Erfolg gehabt. Ebenso braucht die Medizin, ohne Zweifel auch die Rechtswissenschaft, Europa nicht zu beneiden. Andererseits jedoch läßt das Studium der Fremdsprachen noch viel zu wünschen übrig, auch die Philosophie ist sehr im Rückstand. Wenn man das Christentum als eine Geistesströmung unter anderen ansähe, so würde man feststellen, daß es sich nicht schlechter etabliert hat als beispielsweise der Marxismus oder Existentialismus. Sicher, in allen Fällen hat man die westlichen Werke übersetzt, aber diese Übersetzungen, selbst wenn sie keine großen Widersprüche enthalten – was leider nicht selten ist – geben fast nie wieder, was die Autoren eigentlich sagen wollen. Auf einen Punkt ist dabei noch hinzuweisen: Kommt dies daher, weil Japan im Westen Wissen und nicht Weisheit sucht? Oder ist dies die Auswirkung einer früheren Erziehung, die auf der Kenntnis einer bestimmten Zahl von

Fächern beruht? Wie dem auch immer sei, die Professoren führen ihre Studenten im allgemeinen nicht zum selbständigen Urteilen, sie begnügen sich damit, Erkenntnisse, die vielleicht sehr tief-schürfend sein mögen, aufzureihen, ohne sie jedoch einem Werturteil zu unterziehen. Diese Einstellung, die für den Gebildeten typisch ist, führt nicht zu einer gründlichen Kenntnis des Autors und zu seiner Übertragung ins Japanische.

Dies alles gilt um so mehr, als das Japanische eine der schwierigsten Sprachen ist. Das Japanische, im Jahre 1000 noch eine klassische Sprache, hat seit Meiji eine tiefgehende Umwandlung durchgemacht und mußte gleichsam von heute auf morgen die gesamte westliche Kultur ausdrücken. Wenn die Wortbildung für einen konkreten Gegenstand wie eine Krawatte oder einen künstlichen Satelliten noch leicht ist, so erweist sich die Übertragung der Begriffe wie Person und Inkarnation als ungeheuer schwierig. Und ich frage mich, nebenbei bemerkt, ob die japanische Sprache, die seit 100 Jahren solchen Bemühungen der Ausweitung unterworfen wurde, die zudem drastische Vereinfachungen mit sich brachten, die Grenze ihrer Möglichkeiten erreicht hat. Sie hat vielleicht keine Reserven mehr. Doch diese technische Frage möchte ich dahingestellt sein lassen und nur daran erinnern, daß das Hindernis, welches die japanische Sprache bildet, viel schwerwiegender ist, als die Masse der Übersetzungen vermuten ließe.

Unser Japaner also, der zugibt, daß das Christentum – ob Religion oder nicht – einen Wert hat und der sich damit abfindet, daß die Bibelübersetzung so mittelmäßig und die christliche Literatur so wenig interessant ist, stößt auf seinem Weg auf ein *neues Hindernis* – die *Spaltung der Christenheit*: die Protestanten mit ihren 60 Denominationen, die Katholiken, die Anglikaner und sogar die Orthodoxen, jeder mit seinen Gewohnheiten, jeder mit seiner Exklusivität. Dies ist ein Ärgernis im wahrsten Sinn des Wortes, was Unsicherheit hervorruft. Und für dieses Ärgernis sind wahrhaftig nicht die Japaner verantwortlich.

Ein *weiteres Hindernis* an dem unser Japaner Anstoß nimmt, ist: Er wird von Christus angezogen, hat jedoch den Eindruck, die Stütze eines anderen zu suchen bedeute, *sich selbst untreu* zu werden; bedeute, jene Größe des Menschen aufzugeben, durch die jeder seine Probleme selbst löst. Sich taufen lassen heißt abdanken. Im übrigen braucht man nur die traurigen Versammlungen der Christen zu sehen, um zu erkennen, daß sie Schwächlinge sind,

die darauf verzichten haben, sich selbst anzustrengen. Dieser Einwand erinnert mich an eine früher berühmte Frage: Hat das Christentum den Mann entmännlicht? Ich erinnere mich nicht mehr an die Antwort, und ich bin nicht sicher, ob dies lediglich eine Gedächtnisschwäche ist. Nein, das Problem ist weder neu noch typisch für Japan. Unter den seltenen Christen auf die noch selteneren hinzuweisen, die man als dynamisch bezeichnen kann, ist vielleicht eine gute Antwort ad hominem; aber eine adäquate Antwort, d. h. klar eine Theologie der Gnade zu formulieren, ist nicht leicht.

Das Christentum tritt nicht sichtbar in Erscheinung, sagte ich. Doch was tut denn eigentlich die Kirche? wird man fragen. Sehen wir einmal die Situation mit den Augen der Kirche. Die japanische Kirche unterscheidet sich nicht sehr von der Kirche Europas vor einigen Jahren oder Dekaden. In Diözesen und Pfarreien aufgeteilt, verlegt sich das Hauptgewicht ihrer Arbeit auf die Sorge um die treugebliebenen «Schäflein», zu der der Unterricht einiger Katechumenen wie eine kostbare Verzierung hinzukommt. Damit wird der persönliche Einsatz der japanischen oder ausländischen Priester nicht in Frage gestellt. Bei der heute gegebenen Struktur der Kirche können die Verteilung der Aufgaben, die Ausbildung am Seminar, die Mittel des Apostolats nicht anders sein. Solange es nicht das zentrale Anliegen der Kirche ist, Christus den Nichtchristen zu verkünden, dürfte es schwierig sein, von einem Missionsapostolat zu sprechen. In einer Zeit der großen Industriezentren befindet sich die Kirche noch im Stadium der Handwerksarbeit. Noch weit vor den Fragen der Organisation stellt sich die Frage des Wesens des Apostolats selbst mit aller Schärfe. Kein Mensch glaubt heute mehr, das Apostolat bestehe darin, die Seelen vor der Hölle zu retten; darüber können wir nun froh sein. Viele tragen sich mit dem Gedanken, die Taufen zu zählen, als ob es sich darum handle, Mitglieder einer Sekte zu werben; dies ist weniger erfreulich. Das Apostolat vieler Christen ist gelähmt durch das, was ich den Almosen-Komplex nennen möchte: Der Christ, im Vollbesitz der Gnade, reicht dem armen Heiden, der keinerlei geistige Reichtümer besitzt, großzügig seine Hand. Keiner, der noch Selbstachtung in sich spürt, möchte dieser Reiche sein, der dieses Almosen fallen läßt, keiner dieser Gedeimütigte, der es aufhebt. Diesen Komplex müssen wir überwinden. Wenn einer schenkt, so ist es Christus allein, und wenn einer empfängt,

so ist es jeder, indem er frei ein Geschenk entgegennimmt. Außerdem ist diese Gabe keine Sache, die man von außen empfängt, sondern ein persönliches Erwachen zur Wahrheit hin, zur objektiven Wahrheit, die für jeden gilt, ganz gleich, ob sie als solche anerkannt wird oder nicht. Ich kann hier natürlich dieses Bedürfnis nach einer Theologie des Apostolats nur kurz umreißen, ohne auf Einzelheiten eingehen zu können. Es möge mir nur gestattet sein, an die Definition des hl. Paulus zu erinnern: den Heiden die unerforschlichen Reichtümer Christi zu verkünden.

Das Christentum darstellen heißt in erster Linie, *Christus darstellen*. Wo jedoch findet sich dieses Leben Christi wirklich und erkennbar für einen Nichtchristen? Die Herren Exegeten haben unmißverständlich erklärt, daß es unmöglich sei, eine Vita Christi zu schreiben. Unternimmt aber ein mutiger Laie dies, so zieht er sich die zornigen Blicke der Herren Theologen zu. Müssen wir uns also auf Renan beschränken²? Das Buch von Blinzler über die Passion ist bahnbrechend³. Doch es genügt nicht, die Historizität des Endes des Evangeliums zu sichern und die Kindheitsgeschichte auf den Midras zurückzuführen. Was zwischen beiden liegt, mit seinen Wundern und schwierigen Logia, das möchten wir erklärt sehen. Was hat sich tatsächlich an den Ufern des galläischen Sees oder am Berg Tabor abgespielt? Ein japanischer Professor stellte folgende Frage: Hätte einer, als der auferstandene Christus vor den Aposteln erschien, eine Aufnahme gemacht, wäre dann der Film belichtet worden oder nicht? Ich überlasse es meinen Lesern, darauf zu antworten.

Man stellt heute gern das Christentum als *Heilsgeschichte* dar. Dies ist zweifellos dogmatisch gesehen sehr gut. Doch als Einführung ins Christentum erscheint es mir weniger gut, und zwar zunächst deshalb, weil der Begriff der Geschichte im strengen Wortsinn gerade vom Christentum hervorgebracht ist; und die Vorstellung, daß die Geschichte einen Sinn hat, von daher gesehen in Japan nicht geläufig ist: sodann, weil das Wort «Heil», wenigstens im Japanischen, die Vorstellung beinhaltet, daß man einer Gefahr entrinnt. Der moderne Mensch fühlt sich im allgemeinen nicht verdammt. Er empfindet kaum das Bedürfnis nach Heil. Muß man ihn also zunächst von seinem elenden Sündenzustand überzeugen, um ihm dann das Heil Jesu Christi zu bringen? Diese Einstellung scheint mir weder von der Bibel noch von der Tradition her zulässig. Den Abgrund der Sünde er-

kennt man ja erst im Lichte der Rechtfertigung. Ist nicht der Nachdruck, den Paulus und die Konzilien auf das Wort Rechtfertigung legen, dafür bezeichnend, und müßte dies nicht dazu führen, daß man eher von einer Vervollkommnung der Menschheit als von einer Heilsgeschichte spricht?

Man wird vielleicht Begriffe suchen, die leichter zwischen einer modernen Kultur und dem Christentum verbinden können und dabei ganz natürlich an die *Freiheit* denken. Der Christ ist frei in bezug auf das Gesetz, sagt uns der hl. Paulus. Doch was bedeutet das schon für uns heutige Menschen konkret? Ist der Christ frei von jedem Gesetz? Wenn dies wahr ist, warum hat man denn den Eindruck, er werde von Geboten eingeengt? Müßte man nicht sagen, daß er von der Zukunft her gesehen nicht mehr unter der Macht des Schicksals steht und, von der Vergangenheit her, von allen seinen Fehlern befreit ist? Mit andern Worten: er baut sein Leben selbst frei auf. Diese Freiheit aber ist eine ganz andere als die von der Beschneidung.

Soll ich von der *Liturgie* sprechen? Gewiß, denn dies ist heute aktuell, und man will sie ja erneuern. Am wichtigsten sind hier vom missionarischen Gesichtspunkt die Begräbnisse und Eheschließungen, da bei jeder dieser liturgischen Handlungen 80 Prozent der Anwesenden Nichtchristen sind, die vielleicht zum erstenmal in eine Kirche kommen. Nun, ich glaube, daß die Begräbnisse und Eheschließungen in Japan einen guten Eindruck machen. Die christlichen Begräbnisse, von der einen oder anderen Sonderlichkeit abgesehen, berechtigen zu großen Hoffnungen, da sie viel eindrucksvoller sind als die vielleicht traditionelle, aber leere buddhistische Zeremonie, die nichts als Verzweiflung zurückläßt. Was den Shintô-Ritus der Eheschließungen anbetrifft, so scheint er veraltet, und die Abwesenheit jeder Feierlichkeit läßt unbefriedigt. Die christliche Feier ist nüchtern und ansprechend zugleich, und viele Nichtchristen möchten in einer Kirche ihre Ehe schließen. Die Messe dagegen interessiert nur das kleine Häuflein der Gläubigen. Kein Mensch vermag sich vorzustellen, daß die Dürftigkeit der lateinischen Messe auf die Japaner auch nur die geringste Anziehungskraft hätte. Die großartige «Liturgie» der Olympischen Spiele zeigte, daß die Japaner auf diesem Gebiet Meister sind. Die Übertragung der römischen Messe erscheint als ein Versuch, dessen Unzulänglichkeit geradezu lächerlich ist. Als Schlußerwägung über die Liturgie möchte ich ein Wort anführen, das ich direkt aus dem Munde eines Kate-

chumenen gehört habe, der gerade einer Messe bewohnte: «Man spendet die Eucharistie so, als ob man sie den Hunden austeile.»

Ich habe die Situation vom apologetischen Gesichtspunkt her betrachtet. Nichtchristen zu Christus zu führen, heißt dies nicht Apologetik treiben? Ich weiß sehr wohl, daß die Apologetik schlecht angeschrieben ist. Doch diese Verachtung, die ihr im Westen zuteil wird, bleibt wahrscheinlich nicht ohne verheerende Folgen in der Mission. «Glaubensmotive», wie klingt das veraltet! Und dennoch, ist es nicht unvernünftig zu meinen, ein Christ, isoliert inmitten von 200 Nichtchristen – Diaspora –, könne seinen Glauben ohne gesicherte Grundlagen leben? Und ist es nicht anmaßend zu glauben, ein Missionar, der ein Heiliger ist, könne allein durch seine Anwesenheit Glaubensakte «aufblühen» lassen? Seien wir ehrlich, überall auf der Erde glaubt man einer Sache, weil sie wahr ist und weil man solide Gründe hat zu glauben, daß sie wahr ist. (Muß ich mich genauer fassen und sagen, daß ich nicht davon spreche, die Glaubenswahrheiten zu beweisen, sondern davon, Glaubensmotive aufzustellen?) Ich wiederhole: Wir brauchen eine Apologetik. Ich möchte folgendes vorschlagen: eine Untersuchung über das Phänomen des Christlichen, um einen Ausdruck von Teilhard de Chardin zu gebrauchen, die die Wirkkraft des Christentums im Laufe der Geschichte aufzeigt. Ich habe bereits auf die zerstörende und wieder aufbauende Kraft des Christentums hingewiesen, und in dieser Richtung ließe sich eine wirksame Apologetik aufbauen. Ich habe ausdrücklich gesagt: Kraft des Christentums und nicht einfach Macht der sichtbaren Kirche. In seinem kürzlich erschienenen Buch über den Fortschrittsgedanken las ich einen Satz, der mir sehr gut gefiel: «Das Evangelium ist unendlich viel mehr als die historische Wirklichkeit der kirchlichen Gemeinschaft.» Was man klar herausstellen müßte, ist der Einfluß des Christlichen auf die Entwicklung der Welt. Drücken wir es noch einmal genauer aus: Kann man z. B. folgende Thesen aufstellen, d. h. beweisen: Der Fortschrittsgedanke ist ein christlicher Gedanke; er entspringt aus dem Christentum, und dieses allein rechtfertigt ihn. Gesellschaften, die das Christentum nicht kennengelernt haben, waren alle auf der Sklaverei oder auf Klassenunterschieden gegründet. – Erst im Christentum wurde man sich der Brüderlichkeit aller Menschen bewußt (Bergson). – Die christlichen Martyrer sind zahlenmäßig und in ihrer Hingabe allen anderen Mar-

tyrern weit voraus. – Die Demokratie ist aus dem Christentum hervorgegangen und undenkbar ohne die Existenz Gottes... Ich stelle nur Fragen, ohne sie zu beantworten, da ich die Antwort nicht kenne, ja nicht einmal weiß, wo ich sie suchen sollte.

Ich gebe offen zu, daß die vorhergehenden Ansichten auf einem Urteil über Tatsachen beruhen. Ich stelle nicht den Anspruch, dieses Urteil zu rechtfertigen, aber es ist Zeit, es ausdrücklich zu formulieren. Und ich möchte dies in *drei Thesen* tun.

Zunächst glaube ich nicht an die Zukunft des «alten» Japan. Ich glaube vielmehr an die Zukunft des modernen Japan, des Japan der Transistoren und der Einschienenbahn. Unter dem «alten Japan» verstehe ich das Japan des Buddhismus einschließlich der «Zen-Form», der Shintô-Heiligtümer mit ihren uralten Torii*, das poetische Japan des Matsutara Basho**, das mittelalterliche Japan des Harakiri oder der «Märchen vom Regen und vom Mond», das Japan der Blumen und der Kimonos, der Matten und der Teezeremonie. Nicht als ob diese Dinge nicht unendlich anziehend wären oder die Schönheit nicht in hervorragender Weise zum Ausdruck brächten. Der alte buddhistische Tempel oder das Shintô-Allerheiligste, das mit der edlen Reinheit der japanischen Landschaft eine Einheit bildet, bringen eine Harmonie des Menschen mit der Natur zum Ausdruck, die weniger ein Genuß für das Auge als vielmehr eine Ästhetik der Seele ist. Nicht wenige der vielen Buddha-Statuen verkünden eine mystische Botschaft, die sie unter die größten Meisterwerke der Menschheit einreihet.

Ich behaupte nicht, der Buddhismus sei in Japan schon gestorben, aber ich glaube, daß er seine Seele verloren hat. Der Tempel wird zum Museum. Vor der Buddha-Statue hört man anstelle von Gebeten das Klicken der Kameras. Man wird dagegen sagen, diese Tradition habe japanische Wesenszüge hervorgebracht, die nicht untergehen können. Sicher, vieles aus dem alten Japan ist zwar nicht mehr lebendig, aber es hat sich in einer gewissen Struktur des japanischen Geistes niedergeschlagen, die verchristlicht werden muß. Solche Überlegungen höre ich sehr oft. Daß die Revolution des Meiji nicht alle Wurzeln, die in die Vergangenheit hinabreichen, durchschnitten und das heutige Japan bestimmte aus dem alten Japan ererbte Denkweisen bewahrt hat, leugne ich gewiß nicht. Doch ich glaube nicht an die Existenz dieser unveränderlichen Struktur.

* Torbogen vor japanischen Shintô-Schreinen.

** Bekanntester japanischer Lyriker.

Ich glaube nicht an die Zukunft dieser Überbleibsel der Vergangenheit.

Mein Schluß ist klar: Das Christentum hat nicht diese Kulturelemente zu verchristlichen. Nicht als ob das Studium der Geschichte keinen Wert hätte, aber die Aufgabe des Christentums besteht vor allem darin, in einer modernen Welt etwas Neues zu schaffen. Verfallen wir nicht wieder in die Irrtümer der Neugotik. Wer die Gotik wahrhaft weitergeführt hat, war Perret mit seiner Kirche von Raincy.

Meine *zweite These* lautet: Die Kirche – oder allgemeiner das Christentum – muß und kann sich der modernen Welt öffnen. Johannes XXIII. hat uns die Hoffnung gegeben, daß dies denkbar und durchführbar ist. Öffnung zur Welt hin bedeutet wirkliche Teilnahme am Aufbau der modernen Gesellschaft. Es handelt sich sicher nicht darum, eine alte Christenheit zu neuem Leben zu erwecken. Es ist nicht mehr die Aufgabe der Kirche, Schulen, Hospitäler oder Asyle zu bauen oder einzusegnen. Aber sie soll in der sozialen wie in der wirtschaftlichen Weiterentwicklung dynamisch gegenwärtig sein. Geistige Gegenwart aber heißt, mit einem Minimum an Struktur und Apparat ein Maximum an schöpferischer Kraft verbinden.

Dafür benötigt man eine Spiritualität der Heiligung der Welt. Diese allein genügt aber nicht. In der Struktur dieser Gesellschaft selbst, welche die Kirche ist, muß dieser Wille zur Öffnung auf die Welt hin in Erscheinung treten. Dies erfordert tiefgreifendere Reformen. Daß beispielsweise das Apostolat mit dem Geist – mit dem Buchstaben kommt man leicht zurecht – des Kirchenrechts unvereinbar ist, ist eine allgemein bekannte Wahrheit. Doch man muß viel weiter gehen. Ich glaube beispielsweise, daß zwischen der Lebensweise der Ordensgelübde und dem Missionsapostolat vom Recht her eine Unvereinbarkeit besteht, wie immer auch der tatsächlich herrschende *modus vivendi* sein mag. Der Ordensmann, der die Etappen der Zeit überspringt, befindet sich damit sofort im Bereich der Eschatologie: Dieser legitime und bewunderungswürdige Versuch darf jedoch nicht mit der Absicht des Sämanns verwechselt werden, der das Wort Gottes in dieser Welt aussät. Außerdem stellt sich das Problem des Missionspersonals mit aller Schärfe: Der sakrale Charakter des Priestertums trennt den Priester von der Welt; der Laie verfügt nicht über die geeignete Ausbildung noch über die notwendigen Aktionsmittel. Und die Katholische Aktion? Man spricht bisweilen von ihrem Mißerfolg, oft von ihren Krisen. Dies hält

uns davon ab, in ihr eine Patentlösung zu sehen... Die Lösung durch den Arbeiterpriester und den Laien eines Säkularinstituts, die beide Bereiche berücksichtigen wollen, sind Grenzfälle, die mehr zu bewundern als nachzuahmen sind. Ich glaube, man sollte den Unterschied zwischen Laie und Klerus neu durchdenken. Ist er wirklich wesentlich für die Kirche? Ist es undenkbar, daß Laien das Apostolat und selbst den Dienst des Klerus nach einem bestimmten Plan leiten? Der Fall der Diakone des alten Rom könnte zu denken geben. Diese Überlegungen schließen sich übrigens an die Unterscheidung zwischen dem Heiligen und Profanen an, die ich weiter oben beanstandet habe.

Eine apostolische Tätigkeit aller Christen, die von so vielen Stimmen als notwendig erklärt wird, setzt, damit sie sich auch verwirkliche, die Einführung der Demokratie in der Kirche voraus: Freiheit der Rede und Kritik, Teilnahme an den Entscheidungen durch Stimmabgabe, öffentliche Debatten, Abschaffung der Geheimnistuerei, normaler Zugang zur Verantwortlichkeit, die allen Christen gewährt wird: dies sind die Bedingungen, die mir für ein Apostolat in der heutigen Welt notwendig erscheinen. Und ich sehe nicht ein, warum diese Bedingungen nicht erfüllt werden könnten!

Meine *dritte These* lautet: Ich glaube, daß die Japaner eine große Sehnsucht nach dem Absoluten haben. Ich habe weiter oben gesagt, daß die japanische Tradition eine Ablehnung des Absoluten enthalte. Jetzt möchte ich jedoch hinzufügen, daß sich die Japaner zum großen Glück mit dieser Situation nicht abfinden. Einige bringen ihre Unzufriedenheit klar zum Ausdruck, so z. B. der Romanschriftsteller K. Oe, den sein jugendliches Alter um die Erfahrung des Krieges gebracht hat. In seinen Romanen ist immer wieder das Bedauern spürbar, daß er keine Gelegenheit hatte, ein Held zu werden. Die Sehnsucht nach dem Absoluten findet auch auf indirekte, aber machtvolle Weise ihren Ausdruck in der ewigen Thematik der japanischen Literatur: der Nichtigkeit dieser Welt. Die gesamte japanische Literatur, von ihren Anfängen bis in unsere Tage, ist bemüht, dieser grundlegenden Tragik des Lebens einen künstlerischen Ausdruck zu geben, der sie erträglich macht. Vor der christlichen Invasion konnte Japan, wenn auch keine wirklich absoluten Werte, so doch wenigstens solche anbieten, die sich ihnen annäherten, so die konfuzianische Treue zur Familie, das Vertrauen auf die Huld von Amida*,

* In der buddhistischen Volksreligion Nothelfer für alle Anliegen.

die Ergebenheit gegenüber dem Feudalherrn. Von diesen Werten hat das alte Japan gelernt. Doch die Flut aus dem Westen spülte diesen schwachen Damm hinweg. Der Japaner, der heute aufwacht, findet sich in einer leeren und mechanisierten Welt vor. In seiner erstaunlichen Dynamik gibt es außer einer unbestreitbaren Spontaneität eine Flucht nach vorn, den Sprung hinein in diese neu aufzubauende Welt, der eine moderne Parallele zur Hingabe eines Pascal darstellt.

Nein, der neue Gott, Demokratie genannt, vermag die offene Seele des modernen Menschen nicht auszufüllen. Eigentlich gibt es heute nur zwei Kräfte, die fähig sind, die Absolutheitssehnsucht der Menschen zu stillen: der Nationalismus und das Christentum. Anstelle des Christentums, das unbekannt und zu entfernt ist, neigen die Japaner dem ersteren zu. Es ist sehr schwierig, die Gefahr, welche der japanische Nationalismus darstellt, abzuschätzen. Persönlich glaube ich, daß die Gefahr groß ist. Die wirtschaftlichen Notwendigkeiten zwingen Japan ohne Zweifel dazu, das Land wenigstens für den Außenhandel offenzuhalten. Aber ein Sich-abschließen ist nach allgemeiner Ansicht durchaus möglich. Es ist zu betonen: ein Japaner, der Christ wird, muß damit fertig werden, daß sein Glaube an Christus stärker ist als seine Vaterlandsliebe. In ruhigen Zeiten erfordert dies keine bestimmte Anstrengung, in Krisenzeiten dagegen ein Martyrium. Täusche ich mich? Ich habe den Eindruck, daß der berechtigte Standpunkt eines christlichen Nationalismus – obwohl dies kein neues Problem ist – in der Kirche nicht genügend entwickelt wurde.

Japan beobachtet das westliche Christentum. Daß das Christentum in der Vergangenheit eine Rolle gespielt hat, ist nicht zu leugnen. Aber gilt dies auch heute noch? Hat es die Zukunft für sich? Diese Frage wird von Japan gestellt. Die Antwort, die aus dem Westen kam, scheint nicht klar zu sein. Wenn ihm ein lebendiges, allumfassendes und modernes Christentum entgegentritt, bin ich sicher, daß sich der Japaner ihm rückhaltlos anschließen würde, denn er ist wunderbar hochherzig. Im Vorausgehenden habe ich gewagte Ansichten geäußert, die sicher Kritik herausfordern werden. Aber wenn es einen Punkt gibt, in dem man mir glauben möge, dann ist es die Behauptung, daß das Herz des Japaners einen unerschöpflichen Schatz an Großmut birgt.

¹ *Georg Schurbammer SJ*, Franz Xaver, Sein Leben und seine Zeit, II, Freiburg 1963, S. 401.

² *E. Renan*, Vie de Jésus (= Histoire des Origines du Christianisme I), Paris 1863.

³ *I. Blinzler*, Der Prozeß Jesu, Regensburg ³1960.

G. NEYRAND

Er ist 1920 in Lyon geboren, gehört der Diözese Tokio an und wurde 1950 zum Priester geweiht. Er veröffentlichte eine japanische Übersetzung der Briefe des hl. Ignatius v. Antiochien und dreizehn Hefte spiritueller Theologie.